Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **19 (1937)**

Heft 1

PDF erstellt am: **10.08.2024**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 8. Januar 1937. Erscheint jeden Freitag 19. Jahrgang Nr. 1

# Schweizer Frauenblatt

## Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

**Aus dem Inhalt:**
Eglantine Jebb
„Was können wir Schweizerfrauen tun.."
Streifzug ins Ausland
Glücksfälle und gute Taten
Was sagt die Leserin?

## Wochenchronik

### Inland.

Die Weihnachts- und Neujahrstage mit ihrem in den Höhen strahlend schönen Wetter sind vorüber und wir sind wieder in den politischen Alltag zurückgekehrt, mit mehr Hoffnung und Zuversicht als seit mancher Jahreswende. Die über die Festtage ganz erhebliche **Zunahme** unseres **Fremdenverkehrs** dürfte wohl als ein Symptom dafür gewertet werden. Die Bundesbahnen mußten zur Bewältigung des riesigen Auslandsverkehrs fast 1000 Extrazüge einschalten, auch die Autoposten wiesen eine beträchtliche Frequenzvermehrung auf.

Auf der Bundeskanzlei ist von einer Delegation der Europa-Union ein mit 54,000 Unterschriften versehenes **Volksbegehren** für die Beaufsichtigung der privaten Rüstungsindustrie und des gesamten Kriegsmaterialhandels eingereicht worden.

Die schweizerische sozialdemokratische Partei hat am 4. Januar mit der Unterschriftensammlung für eine **Initiative** betreffend ein nationales **Arbeitsbeschaffungsprogramm** im Betrage von ca. 300 Millionen begonnen, eine Initiative, die von Rechtskreisen bereits als eine 2. Kriseninitiative bezeichnet wird.

Auf Anfang des Jahres hat in Zürich Nationalrat Duttweiler eine neue **schweizerische Partei**, den „Ring der Unabhängigen" gegründet, anderereits hat sich die bernische Gewerbe-, Bauern- und Bürgerpartei zu einer allgemein schweizerischen Partei ausgeweitet.

Am 23. Dezember hat unser schweiz. Gesandter in Rom der italienischen Regierung die **Anerkennung der italienischen Souveränität** über **Abessinien** seitens der Schweiz zum Ausdruck gebracht, ein Schritt, der zwar da und dort in unserm Lande als überflüssig einiges Befremden erregte.

Mit Deutschland konnte auf Ende des Jahres ein infolge der Frankenabwertung notwendiges **neues Verrechnungsabkommen** — allerdings nur als vorläufige Uebergangsregelung — abgeschlossen werden.

Und endlich seien aus der **Dezembersession** der Bundesversammlung noch die endgültigen Ergebnisse nachgetragen: Das Budget für 1937 wurde also genehmigt. Ueber 200 Differenzen waren dabei zwischen den beiden Kammern zu bereinigen, die meisten durch Zustimmung des Nationalrates zum Ständerat. Als wesentlich erwähnt sei, daß die produktive Arbeitslosenfürsorge von 5 auf 4 Millionen herunter-, der Posten für das berufliche Bildungswesen dagegen um 300.000 Fr. heraufgesetzt wurde. Die umstrittenen Beiträge an die Berufsverbände und die Hilfsmaßnahmen für das Hotelgewerbe wurden entgegen den nationalrätlichen Erhöhungsanträgen nach den Vorschlägen des Bundesrates angenommen. Weiter wird die Krisenhilfe für Arbeitslose nur an die mehrmals Ausgesteuerten der Krisenberufe (und nicht sämtlicher Berufe) ausgerichtet. Die Arbeitslosenversicherungskassen werden ihren Sanierungsbeitrag nicht als à fonds perdu, sondern nur als Darlehen erhalten. Die Kapitalstundungen in den rechtlichen Schutzmaßnahmen für notleidende Bauern werden nur auf direktes Gesuch des Schuldners und nicht generell verlängert. Die Krankenkassen werden ihre Subvention von jährlich einer Million nur noch für die nächsten drei statt fünf Jahre erhalten. Die Arbeitsbeschaffungsvorlage wird mit 30 statt wie der Nationalrat vorschlug, mit 35 Millionen dotiert. Die Freimaurerinitiative ist noch nicht erledigt. Ein Postulat betreffend die Aufhebung des Spieleinsatzes von 2 Fr. in den Kursaalspielen wurde vom Bundesrat entgegengenommen.

### Ausland.

Anläßlich der diplomatischen Neujahrsempfänge ist in den verschiedensten Ländern von den Staatsmännern der Ueberzeugung Ausdruck verliehen worden, daß nunmehr Anzeichen einer bessern Zukunft wahrnehmbar seien. Zu diesen gehört die dieser Tage erfolgte Unterzeichnung des nun endlich zu Stande gekommenen **„Gentlemans Agreement"** zwischen **England** und **Italien**. Beide Mächte erklären darin, die Freiheit der Ein-, Aus- und Durchfahrt im Mittelmeer als ein gegenseitiges lebenswichtiges Interesse anzuerkennen und jedes Bestreben, den status quo abzuändern, abzulehnen. Gleichzeitig wiederholte und bestätigte Italien formell die bereits früher an England gegebene Zusicherung betreffend die spanische Integrität. So darf denn das Abkommen als wesentlicher Beitrag zur Entspannung mit Aufatmen begrüßt werden. Unter die schmerzliche abessinische Periode jedenfalls setzt es den Schlußstrich.

Die **spanische Tragödie** indessen entwickelt sich weiter. Kurz vor Weihnachten haben Frankreich und England nach Rom, Berlin, Lissabon und Moskau eine dringende Note wegen schleunigster Verschärfung der Nichteinmischung (Einstellung der Freiwilligensendungen) gerichtet. Rußland antwortete sofort zustimmend, Portugal dieser Tage ablehnend, Deutschlands und Italiens Antwort steht noch aus, soll aber dieser Tage, und zwar in engem Einvernehmen erfolgen. Beide Staaten scheinen die Antwort hinausgeszögert zu haben, um noch möglichst viele Freiwillige nach Spanien schicken zu können. So sollen um die Weihnachts- und Neujahrszeit herum noch gegen 10,000 italienische Freiwillige in Spanien gelandet worden sein (was in England angesichts des eben abgeschlossenen Uebereinkommens sehr peinlich vermerkt wurde), die deutsche Flotte ist in Zusammenarbeit mit der Seite der Aufständischen mit den Schiffen der Regierung von Valencia in sehr ernste Verwicklungen geraten und Franco hat die Offensive gegen Madrid — wie es scheint mit Erfolg — wieder aufgenommen. Er sollte also noch möglichst unterstützt werden. England müsse doch begreifen, meinte die italienische Presse, daß ein bolschewistischer Staat im Mittelmeer absolut nicht geduldet werden könne. Frankreich und England sind angesichts der drohenden Weiterungen nochmals dringend an Italien und Deutschland herangetreten.

Als unvorhergesehener Waffenlieferant nach Spanien ist die **amerikanische Rüstungsindustrie** aufgetreten. Weil das Neutralitätsgesetz der Vereinigten Staaten hier eine Lücke aufweist — „Bürgerkrieg" ist darin nicht vorgesehen — konnte die Regierung gegen solche Lieferungen bisher nicht einschreiten. Nun hat eben der amerikanische Kongreß eine entsprechende Erweiterung des Gesetzes genehmigt. Weitere Waffenlieferungen dürften damit unterbleiben. Ansonst wären alle Nichteinmischungsbemühungen vergeblich geblieben.

Heute — zur Zeit unserer Berichterstattung — feiert ganz **Holland** die Hochzeit der Prinzessin Juliane mit dem deutschen Prinzen von Lippe-Biesterfeld, nicht ohne daß einige „Flaggenzwischenfälle" die Stimmung zwischen Holland und dem ehemaligen Vaterland des Prinzen — Deutschland — etwas getrübt hätten. Unser Bundesrat hat der Prinzessin als Hochzeitsgeschenk eine der kleinsten Armbanduhren aus Platin mit Brillanten und Saphiren verziert überreichen lassen.

In China ist Tschiang-Kai-Schek von seinem Untergeneral wieder freigegeben worden. Dieser wurde zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt, soll aber bereits begnadigt sein — wohl als Preis für die Freilassung.

## Die Stellung des Kindes in der menschlichen Gesellschaft

Von Maria Montessori.*

„Wenn ich heute versuchen möchte, die große Majestät des Kindes und die Hoffnung, die uns von ihm kommt, zu erklären, so deshalb, weil ich selbst immer wieder vom Kinde vorwärts und aufwärts geführt worden bin.

Ich habe das Kind immer als ein Individuum aufgefaßt, das lebendige Bedürfnisse hat, die in Betracht gezogen werden müssen. Diese lebendigen Bedürfnisse verlangen ein umfassendes Studium seiner Umgebung.

Nach der biologischen Auffassung ist das für den Menschen zu erstrebende Ziel die Schaffung einer Umgebung, die ihm die für sein Leben günstigsten Umstände bietet. Diese Auffassung ist jedoch ein einseitiger und wissenschaftlicher Standpunkt. Die Frage: „Warum lebt das Individuum?" ist damit nicht voll beantwortet. Das Leben erlaubt seinen Geschöpfen nicht nur, sich ihrer Umgebung zu erfreuen, Vorteile für sich selbst daraus zu ziehen. Die Geologie gibt uns klare Beispiele, daß jedes Lebewesen selbst mithilft, seine Umgebung zu bilden. Es ist ein unentbehrliches Element für die Schaffung des Universums. Es trägt bei zu seiner Erhaltung durch seine Tätigkeit und seine Werke, und dies ist der Zweck seines Lebens.

Mit den „Werken" meine ich die Zusammenarbeit aller lebendigen Tätigkeiten, die, wenn gegenseitig ineinandergreifend, Harmonie und Ordnung im Universum hervorbringen. Die Geologen nennen dies kosmische Energie. Ist es z. B. nicht wahr, daß die Korallenriffe durch die Korallentierchen gebaut werden? Diese verlangen einen gewissen Grad Wärme, einen gewissen Druck als Bedingungen ihrer Existenz. Sie bringen durch ihre Arbeit eine Masse harter Substanz hervor, welche zwar zu ihrem Schutze dient, jedoch größer und außerhalb aller Proportionen ihrer Bedürfnisse liegt. In der Tat bilden sie Inseln und Kontinente. Das gleiche kann von den Muscheln gesagt werden, und in fast jeder Lebensäußerung liegt ein Beweggrund, der größer und tiefer ist als die Bedürfnisse des Einzelnen. Wenn wir erklären, Beweggründe seien auch Teile des kosmischen Werkes, so müssen wir zugleich zugeben, daß auch der Mensch sein Teil beiträgt zum Bau des Kosmos.

Sicher ist der Mensch von Natur aus vor allem ein Arbeiter. Die frühesten Spuren seines Daseins bilden nicht Skelette, sondern Steinhauer-Arbeiten, die er ausführte. Es muß im Menschen ein mächtiger Drang leben, der ihn zwingt, hohe Werke zu vollenden, die mit der Erhaltung des Lebens eigentlich nichts zu tun haben. Dieser eingeborene Trieb ist das Zentrum seines Lebens und erweckt in ihm das Streben, zu forschen, Kenntnisse zu erwerben und so alles um ihn her kennen zu lernen in weit größerem Maße, als dies für die Befriedigung seiner Bedürfnisse notwendig wäre.

Wir sehen daraus, daß das Ziel des Lebens nicht darin besteht, zwischen den Bedürfnissen des Menschen und seiner Umgebung einen Ausgleich zu erreichen; im Gegenteil, wir erkennen mit fast überwältigender Klarheit das große Mißverhältnis zwischen den beiden Dingen, wie wir es in dem Korallen-Beispiel sahen. Wir kommen durch Nachdenken zu der Schlußfolgerung, daß im Menschen dieser starke Trieb nach Arbeit besteht, aber wir besitzen auch einen greifbaren Beweis dieser Tatsache in der Psychologie des Kindes. Wenn das Montessori-Werk sich als wertvoll erwiesen hat, so ist es, weil es uns „den Menschen als Arbeiter" offenbart hat. Wir bereiteten ihm — dem Kinde — eine günstige Umgebung, voll von allen Notwendigkeiten für seinen Lebensunterhalt, und ließen es dann frei darin walten. Es ist interessant, festzustellen, daß das Kind seine Freiheit nicht einfach dazu benützte, möglichst viel Vergnügen aus seiner Umgebung zu schöpfen; auch hatte es nicht den Anschein, als ob es die Begrenzungen haßte, die sich ihm entgegenstellten. Es zeigte sich vielmehr gefangen, angezogen von der Idee konzentrierter Arbeit. Wenn es sich in passender Umgebung befand, stürzte es sich in die Arbeit wie ein plötzlich freigelassener Quell. Es wies viele der Einrichtungen zurück, die persönliche Befriedigung bedeuten. Es lehnte jede Hilfe ab und dachte nicht an Ausruhen, sondern suchte mehr und mehr Arbeit. Es nahm von seiner Umgebung für sich nur das, was für seine Existenz unbedingt nötig war und es vertiefte sich fasciniert in eine selbstgewählte Aufgabe, ohne Ruhe, von seinem eigenen Triebe gedrängt. Durch dieses Wunder gab es eine vollständige Aenderung im Kinde, eine neue Art Kind wurde offenbar, eines voll von Freude und zu gleicher Zeit ruhig und gehorsam, glücklichere Bindungen mit allen seinen Kameraden jeden Alters eingehend. Dies war nicht nur ein Gewinn für seinen Geist, sondern auch für seine körperliche Gesundheit. Es war, als ob eine andere Natur erwacht und an die Oberfläche getreten wäre.

Wir sahen, daß es die Arbeit ist, durch die sich am besten die normale Veranlagung des Menschen erschließt. Es tut dies weder eine Umgebung, die nur eine persönlich notwendige Befriedigung stillt, noch eine solche, die alle Forderungen der körperlichen Gesundheit befriedigt, oder eine, die Spiel und Zerstreuung bietet: keine, die den Geist mit glänzenden Phantasien unterhält oder durch die Wärme der Gefühle verführerisch wirkt. All dies genügt nicht. Um den Menschen und seine Fähigkeiten gleichmäßig zu entwickeln, muß er Arbeit leisten können.

Diese Arbeit führt über die Bedürfnisse des Kindes hinaus und erinnert uns an die andern Geschöpfe, die wir nannten und deren Tätigkeit die Befriedigung ihrer Bedürfnisse übersteigt. Auf dieses Bedürfnis nach Arbeit wurden wir durch das Kind hingewiesen, das uns dadurch in der Tat ein grundlegendes Geheimnis offenbart hat, das die Menschheit angeht. Durch es gelang es uns, etwas in der Seele des Menschen klar zu entziffern, das früher nicht bemerkt worden war. Es ist also klar, daß das Kind, das Wesen, aus dem wir alle uns entwickelt haben, die richtunggebenden Grundsätze des menschlichen Lebens, die wir verloren, intakt in sich eingeschlossen besitzt.

Wäre das Kind unser Lehrmeister, so würde es uns sagen, daß wir fehlgehen, wenn wir glauben, alles was wir tun, geschehe zu unserer Befriedigung. In Wirklichkeit tun wir es,

* Die bekannte Aerztin und Erzieherin Dr. Maria Montessori sprach über dieses Thema in London bei Anlaß des 24. Jahreskonferenz der Vereinigungen für Erziehungsfragen. Ihrem Vortrag sind diese Ausführungen entnommen (aus dem Englischen übersetzt von M. L. W.).

**Durch Arbeiten lernt man arbeiten.**
Friedrich der Große.

## Camilla Meyer

Von H. Schaetty-Guyer.

Der jähe Tod Camilla Meyers läßt den inneren Reichtum dieses Lebens in seiner Schönheit und Tragik vor uns aufstrahlen. Was uns bisher an ihrem Wesen als ein stilles Leuchten anmutete und wohltat, scheint, da wir es nun entbehren müssen, wie ein fernes helles Licht

Als im Dezember des Jahres 1879, in der Zeit, da Conrad Ferdinand Meyer auf der Höhe seines Schaffens stand, ihm sein erstes und einziges Kind, das Töchterlein Camilla Elisabeth, geboren wurde, war die Freude groß. Alle guten Geister und Genien schienen an der Wiege des Kindes zu stehen: der Ruhm des Vaters, die Herzensgüte der Mutter, Poesie und Kunst, sorglose Lebensmöglichkeiten, altzürcherisches Patriziertum — das schöne, gesunde Kind schien zum Glück geboren.

Wir haben in einem vergilbten Tagebüchlein von Camilla Meyers Mutter geblättert und die rührenden Aufzeichnungen über das Heranwachsen und die Entwicklung ihres Lieblings gesehen. Wann die kleine Camilla ihre Milchzähnchen kriegte, wie sie zum erstenmal durchs Zimmer lief, zum erstenmal Papa und Mama sagte, zum erstenmal in der Eisenbahn fuhr. Die reizenden Einfälle des erfindungsreichen Kindes werden liebevoll notiert, und viel später, als die Kleine lesen und schreiben konnte, werden ihre zu festlichen Gelegenheiten selbstgedichteten Verse, niedergeschrieben.

Wie erfreute und erfrischte sich der alternde Vater am Geplauder des phantasievollen Töchterleins, dem Verkleiden und Theaterspielen über alles gingen. Zu bestimmten Stunden durfte die kleine Camilla ins Studierzimmer dringen, auf dem behäbigen Kanapee sich tummeln, und an den Turnstangen, die an der Tür angebracht waren, herumklettern. Stolz und glücklich waren Vater und Kind, wenn sie Hand in Hand weite Gänge unternahmen:

„Durch das Wiesengrün das linde,
Wandr' ich mit dem eignen Kinde
Und es kann an Murmelbächen
Nicht mit stummen Lippen gehn —
Wann die Knospen alle brechen,
Wollen Lippen sich entfalten,
Auf den jungen, auf den alten
Will ein kleines Lied entstehn.

Lieb und Lust und Leben saugen
Will ich aus den Kinderaugen,
In dem Blicke meiner Kleinen
Will ich nach dem Himmel spähn,
Ja, es ist das gleiche Scheinen,
Hier im Blauen, dort im Blauen,
Und das selbige Vertrauen —
Lenz, wer kann dir widerstehn?

Kuckuck ruft! willst du erfahren
Deine Jahre, gläub'ge Seele?
Kuckuck ruft im Walde, zähle!
Neun und zehn und mehr als zehn ...
Ei, das will ja gar nicht enden,
Frühling schenkt aus vollen Händen —
Soll auf diesen blonden Haaren
Noch den Myrtenkranz ich sehn?"

Der wachsende Kreis der Bewunderer Conrad Ferdinand Meyers brachte viele Gäste, Berühmtheiten und Freunde ins herrlich gelegene, stattlich ausgebaute Haus in Kilchberg. Wir können sie nicht alle aufzählen. Sehr lieb und unvergeßlich war der lesehungrigen Kleinen die große Kinderfreundin Johanna Spyri, deren Bücher, sobald sie erschienen eins ums andere als Freundschaftsgrüße ins Haus des Dichters flogen. — Sommerreisen mit den Eltern ins Bündnerland, Aufenthalte auf Schloß Steinegg, das einem Onkel gehörte, reger Verkehr mit der zahlreichen Familie der Mutter, sowie mit der interessanten Tante Betsy Meyer, alles war dazu angetan, im Rahmen des idyllischen Landlebens ein Paradies für ein Kinderherz zu schaffen.

Als Camilla 12jährig war, erkrankte der Vater. Ahnte das feinfühlende, zartbesaitete Kind, daß der Schatten, der auf ihr Kinderglück fiel, der Vorbote war von den Dunkelheiten, die ihr eigenes Leben umlauern sollten? 1893 kam Conrad Ferdinand Meyer nach Hause zurück, eine gebrochene Kraft. Als er starb, war Camilla 19 Jahre alt.

Aus dieser Zeit stammt ein Gemälde, das in der Bibliothek des Meyer-Hauses hängt und Camilla Meyer darstellt, von Lenbach gemalt. — Mutter und Tochter waren nach München gereist, um Lenbach Photographien und Skizzen des Dahingeschiedenen zu bringen, damit er ein Bild danach entwerfe. Lenbach äußerte einen Gegenwunsch, er wollte nach dem Vater das Kind malen, denn der tiefernste, durchdringende Blick dieser hellen Augen im lieblichzarten und so jungen Antlitz, hatte es ihm angetan, und er mochte die Seele des Vaters darin finden.

Ich habe es nicht immer verstehen können, weshalb die Erinnerung an ihre spätere Kindheit und an die Jugendzeit, Camilla Meyer mit Bitterkeit erfüllte. Rückblickend sehen wir es klar: Der Kampf in ihrem Leben, in dem sie schließlich erliegen sollte, begann schon im Kindesalter. Die zarten Schultern trugen schon die Last, das „Erbe" das herrliche und furchtbare.

Vom Vater, dessen edle Züge sie auch äußerlich trug, hatte Camilla eine eminente Einfühlungsfähigkeit übernommen, einen wahren Tastsinn und ein ungewöhnliches Feingefühl für das Wesen der Menschen, mit denen sie in Berührung kam. Das bereitete ihr aber, besonders in ihrer Jugend, mehr Qual als Freude, und führte sie mehr von den Menschen weg als zu ihnen hin. Ihr damaliger Lebensweg, der für ein anderes Kind gangbar und eben gewesen wäre, war für sie von Klippen umstellt: Da waren in der Schule Dorfbuben, vor deren Grobheit sie sich fürchtete, Späße und Neckereien, die sie wie Nadeln und Spieße berührten. Da waren prächtige Kindereinladungen in vornehmen Zürcherfamilien, in denen sie sich so namenlos einsam und verlassen vorkam, daß sie jedesmal nur nach vielen Tränen an solche festliche Begängnissen gebracht werden konnte. Ich glaube, Camilla Meyer ist, dieser Veranlagung wegen, an vielen Türen, die ihr offen standen, vo beigegangen; klein ist die Zahl derer, die sie wirklich kannten; da wo sie aber eintrat, wo ihre Seele den Anker auswerfen konnte, da entstand eine Freundschaft fürs Leben.

Reich und bunt schien Camilla Meyers Leben nach außen. Wer zu ihr kam, wurde gastlich aufgenommen: Bewunderer ihres Vaters, von denen sie diejenigen gleich herauspürte und auszeichnete, welche die richtige psychologische Einstellung mitbrachten; ich kann mir in diesem Zusammenhang nicht versagen, den Namen des Comte d'Harcourt zu nennen; neue Freunde, die ihrem vorurteilslosen offenen Geist neue Perspektiven eröffneten, ich erinnere nur an Prof. v. Larisch; Freunde aus alter Zeit, denen sie immer treu blieb — sie alle gingen ein und aus, brachten Leben und Anregung und nahmen unvergeßliche Eindrücke mit. — Reisen, deren Reiz nur dann versagte, wenn die innere Kraft erlahmte, führten sie nach Deutschland und England, nach Frankreich, Österreich, Aegypten und vor allem immer wieder nach dem geliebten Italien. Dort erlebte auch sie die „große Kunst", die nur die ergreift, die sie schon in der Seele tragen. Die wehmutsvollen Landschaftsbilder begeisterten sie; so in Corsika: „Ich kann gar nicht

weil wir getrieben werden von diesem inneren Drang, der weiter geht als unsere persönlichen Bedürfnisse, weil wir einem kosmischen Endzweck dienen müssen. Anstatt dessen hat der Mensch sich selbst zum Zentrum und Ziel seiner Arbeit erhoben, er macht sie seiner persönlichen Befriedigung dienstbar, und aus dieser falschen Auffassung erwächst der tragische Konflikt des menschlichen Lebens. In diesem tiefen Irrtum, diesem Aufbauen einer enormen Umgebung für rein egoistische Zwecke, hat der erwachsene Mensch das Kind vergessen. Wir haben für unsere eigene Befreiung gearbeitet und vergaßen die Befreiung des Kindes. Wir vergaßen, ihm eine seinen Bedürfnissen angepaßte Umgebung zu schaffen, ihm die nötige Freiheit zu gewähren. Wir müssen das Kind von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachten; dazu brauchen wir nicht in den Sphären der Ideale allein zu schweben. Wir müssen im Gegenteil das Kind betrachten, wie es wirklich ist, als der tätige Bildner und nicht nur die Vorstufe des erwachsenen Menschen. Es ist sozusagen ein Mitarbeiter an einem mächtigen Gebäude: der Schaffung der Menschheit selbst. Dies ist seine ihm anvertraute kosmische Mission. Es wirkt unter der Führung einer inneren Richtlinie und der Erwachsene selbst ist seine Hilfe. „Das Kind ist der Vater des Mannes" sagen wir und ersehen daraus die Wichtigkeit des Kindes und nicht nur seine Schwachheit; es ist in der Tat eine Stärke, eine Lebensquelle, von der wir abhängen. Es könnte berglichen werden mit einer Quelle immer klaren Wassers, die fortwährend den unendlichen Strom der Menschen erneuert. Es wäre gut, wir erinnerten uns von Zeit zu Zeit unseres eigenen Bedürfnisses der Auffrischung! Warum ist das menschliche Leben so kurz? Und warum das Schaffen so enorm, das fortfährt, sich durch die Jahrhunderte abzuwickeln? „Schaffen" verlangt neues Leben, das immer frisch ist und das in sich das Gepräge der Schöpfung unverändert erhält.

Der Mensch kann kein größeres Interesse haben als die Pflege seines eigenen Ursprungs und desjenigen seiner Bildner und seiner Nachfolger, die das Werk weiterführen werden, das er zurückläßt. So ist es das Kind, dem wir die Fortsetzung der Menschheit anvertrauen und ihm schulden wir auch die Wiedergeburt unserer verlorenen Harmonie.

---

## Eglantine Jebb*

Bis zu ihrem 40. Lebensjahr war Eglantine Jebb für die Welt eine Unbekannte, erst in den zehn letzten Jahren ihres Lebens war sie das, wofür ihr die Nachwelt so dankbar ist, die große und unermüdliche Kämpferin für das Wohl des Kindes. 1876 wurde sie geboren als das vierte von sechs Kindern einer vornehmen englischen Familie. Sie wuchs in einem schönen Landhaus in Shropshire auf, ein sehr begabtes und aufgeweckes Kind. In Oxford studierte sie später Geschichte, zu einer Zeit, als Frauen an den Universitäten noch selten gesehen wurden. Aber nach kurzer Zeit mußte sie ihre Arbeit als Lehrerin an einer Primarschule aus Gesundheitsrücksichten aufgeben. Die Familie siedelte nach dem Tode des Vaters nach Cambridge über, wo sich ihr viel Anregung in intellektueller und sozialer Hinsicht bot. Sie reiste viel und gern, mehrere Winter in Italien, einmal auch in Aegypten. Ihre Reisebeschreibungen waren der erste Beweis ihres literarischen Talentes.

Aber dies Leben ohne eigentliches Ziel genügte ihr nicht und in Cambridge war sie dann bei verschiedenen sozialen Institutionen tätig. Dies gab ihr auch den Anstoß, ein Buch über „Sozialfragen in Cambridge" zu veröffentlichen. Das Ziel dieser Arbeit war, neue Beziehungen zwischen Reichen und Armen zu schaffen, vereinte Kräfte für das allgemeine Wohl zur Verfügung zu stellen. In ihrem Buch appelliert Eglantine Jebb nicht an die verschiedenen Wohltätigkeitsinstitute, sondern in erster Linie an die Nächstenliebe des einzelnen Menschen. Sie sagt, daß mit richtiger Erziehung die Menschen ganz anders gemacht werden könnten. Die Menschheit habe die gleiche Aufgabe wie die Familie, allen ihren Mitgliedern zu helfen, und sie möglichst fähig für den Lebenskampf zu machen.

Aber erst der Krieg und seine Folgen formten Eglantine Jebb zur großen Persönlichkeit. Während des zweiten Balkankrieges in 1913 reiste sie als Delegierte des Hilfsfonds für Mazedonien in das verwüstete Gebiet und nun beginnt sie, sich an Propagandaaktionen zu beteiligen. Während des Weltkrieges redigiert sie zusammen mit ihrer Schwester das Cambridge Magazine, sie lernt immer mehr die Schrecken des Krieges kennen. Sie weiß nun, daß dem Kriege nicht nur eine ganze Generation Männer geopfert wird, sondern daß jeder Krieg, gewonnen oder verloren, ein Schaden für die kommende Generation ist. Und so wird in ihr der Wille wach,

dem Kinde zu helfen.

Zusammen mit ihrer Schwester und Lord Parmoor gründet sie 1919 den „Fight the Famine Council", eine Organisation, die alle Nationen vereinigen sollte im Kampf gegen die Hungersnot, die dem Kriege folgte. Aber dies allein genügt den Gründern nicht, sie wollen möglichst rasch und auf möglichst wenig Umwegen helfen.

So rufen sie den „Save the Children Fund" ins Leben. Seine einzige Aufgabe ist: möglichst vielen Kindern zu helfen, sein einziges Prinzip, zu handeln ohne Rücksicht auf Nationalität, Religion, Rasse oder Klasse. Ein paar Monate später veranlassen sie die Gründung der Internationalen Union für Kinderhilfe.

Mit 10 Pfund Sterling in der Tasche unternehmen es Eglantine Jebb und ihre Schwester, den österreichischen Kindern zu helfen. Es war keine leichte Aufgabe, die Nachkriegspsychose zu überwinden und die Engländer zu überzeugen, daß man die Kinder der Ex-Feinde nicht Hungers sterben lassen könne. Aber nicht nur in Oesterreich, sondern überall herrschten unbeschreibliche Zustände. Mütter töteten ihre Kinder, weil sie ihnen nichts mehr zu essen geben konnten, oft töteten sich die Kinder selber, um nicht die Schmerzen des Hungers durchmachen zu müssen.

Eglantine Jebb organisiert eine große Weltpropaganda. In Vorträgen und Ausstellungen wird auf das große Elend hingewiesen. Die Propaganda richtet sich an alle, an die Kirche, die Industrie, die Schulen und an jeden einzelnen des ganzen Volkes. Natürlich hat Eglantine Jebb große Hindernisse zu überwinden. Man hält ihr vor, daß es ganz unmöglich sei, alle hungernden Kinder zu speisen und allen Obdachlosen ein Heim zu verschaffen, daß es Wahnsinn sei, zu glauben, die Kindersterblichkeit könne vermindert werden. Sie sagt dazu nur:

alle müssen das verstehen lernen, daß nichts unmöglich ist. Um den Kindern zu helfen, brauchen wir dreierlei: Geld, Wissenschaft und guten Willen. Wir haben ja Geld, aber es wird für anderes ausgegeben; wir haben die Wissenschaft, aber sie wird für anderes angewendet. Können wir denn nicht mit unserem guten Willen unseren Reichtum und unsere Wissenschaft in den Dienst der Kinderhilfe stellen?

Sie wußte, daß zweierlei Menschen immer gegen sie sein würden: diejenigen, die fanden, es lohne sich nicht, Kindern zu helfen und diejenigen, die das überhaupt für unmöglich hielten. Und doch gelingt es ihr, 1921

eine Million Pfund

für den „Save the Children Fund" zu sammeln.

Mit der Zeit gewinnt sie immer mehr Freunde für ihre Idee. Bald gab es ähnliche Organisationen in Schweden und in Frankreich und in der Schweiz, die dann zusammengeschlossen wurden zu der Internationalen Vereinigung für Kinderhilfe, die in engen Beziehungen zum Völkerbund und zum Internationalen Arbeitsamt stand.

Als dann in den Jahren 1924—1928 das Nachkriegselend sich etwas milderte, begann die Arbeit für die Kinder anderer Erdteile. Sie sammelte und organisierte für die Eingeborenenkinder in Afrika und Asien. Sie unternimmt Propagandareisen, wenn sie sich von ihrer riesigen Arbeit einmal losmachen kann, sie spricht in Versammlungen, trotzdem es für ihre schwache Gesundheit nicht gut ist. Ihre Reden hinterlassen bei den Zuhörern starke Eindrücke. Eine ihrer Mitarbeiterinnen sagte von ihr: „Es ist nicht nur das, was sie sagt. Ihre Erscheinung, ihre ganze Persönlichkeit sprechen schon zu uns."

Sie stellte ihr ganzes Sein in den Dienst ihrer Sache, aber ihr Körper konnte die Anstrengungen nicht aushalten. Es schien oft so, als könne ihr starker Wille die körperliche Schwäche überwinden, aber als sie an einem schweren Herzleiden erkrankte, mußte sie 1927 in eine Klinik gebracht werden. Sie starb am 17. Dezember 1928.

„Dank ihrer Aufopferung", sagte nach ihrem Tod Ramsay Mac Donald, „gibt es heute in Europa Tausende von Kindern, die sie nie gesehen haben, die sie aber verehren, denn sie verdanken ihr Gesundheit und Lebensfreude. Ihre Taten sind ein Vorbild für die internationalen Beziehungen. Sie hat, ohne Mitglied des diplomatischen Korps zu sein, mitgeholfen an der großen Arbeit des internationalen Verstehens."

Dd.

* Nach „Eglantine Jebb" von Alice Salomon, in französischer Sprache erschienen im Verlag der „Union Internationale de Secours aux enfants", Genf, 1936.

---

## „Was können wir Schweizerfrauen tun, um uns auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten das mühsam erworbene ‚Recht auf Arbeit' zu erhalten?"

Zehn Frauen aus allen Landesteilen waren gebeten worden, im „Jahrbuch der Schweizerfrauen 1937" ihre Antwort zu geben auf die Frage:

**„Was können wir Schweizerfrauen tun, um uns auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten das mühsam erworbene „Recht auf Arbeit" zu erhalten?"**

Wir geben im folgenden fünf der eingetroffenen Antworten wieder.* Es schreiben:

**Dr. Helen Schaefer**, Berufsberaterin, St. Gallen:

1. Zuerst muß wohl jede einzelne von uns dafür besorgt sein, daß sie an ihrem Platz in Beruf oder Familie ihr Bestes tut, also durch ihr Sein und ihre Leistung überzeugend wirkt — nicht aus Ehrgeiz, sondern in aufrichtiger Dienstbereitschaft.

2. Wir können ferner andere Frauen und Mädchen anspornen und ihnen helfen, auch ihrerseits ihr Bestes zu leisten. Das führt uns zur bewußten persönlichen Beeinflussung von Frau zu Frau und darüber hinaus zu den allgemeinen weiblichen Erziehungsaufgaben in Familie und Schule, auf dem Gebiete der weiblichen Berufsberatung und Berufsbildung.

3. Es gibt heute viele kluge und ehrliche Männer, aber auch behütete Ehefrauen, die nur aus teilweiser oder völliger Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse — z. B. gewisser psychologischer Tatsachen oder volkswirtschaftlicher Zusammenhänge, oder historischer Entwicklungen — der Frau das Recht auf die freigewählte Erwerbsarbeit absprechen. Man ist oft erstaunt und erfreut, wie leicht sie sich belehren lassen, wenn man verständig auf ihre Argumente eingeht und in der richtigen Art mit ihnen redet. Wer aber schon als Knabe bei einer weitblickenden Mutter Achtung vor dem andern Geschlecht und vor seinen Menschenrechten gelernt hat, der braucht später gar nicht mehr überzeugt zu werden! Es erwachsen uns also neben Aufgaben der Knabenerziehung in der Familie solche persönlicher Aufklärung von Mensch zu Mensch, sowie öffentlicher Aufklärung durch Schule, Presse, Vorträge.

4. Schließlich können wir im heute so ernsten Kampf der Frau um ihr Recht auf Arbeit nur dann Erfolg haben, wenn die Solidarität aller Frauen — ob verheiratet oder ledig, hohen oder niederen Standes, von Stadt oder Land — unter uns immer mehr Wirklichkeit wird, natürlich nicht im Sinne eines schrankenlosen Geschlechtsegoismus und gemeinsamen Kampfes gegen den Mann, mit dem uns ja tiefste Schicksalsgemeinschaft und gleiche Menschheitsziele verbinden, sondern im Sinne gegenseitigen Verstehens, persönlicher Hilfsbereitschaft und gemeinsamen Einstehens zum Wohle des Ganzen.

**Rosa Neuenschwander**, Präsidentin des Bernischen Frauenbundes, Bern:

Zahlen sind nüchtern. Aber von solchen müssen wir bei allen Angriffen auf das Recht der Frau auf Arbeit Gebrauch machen. Wir müssen beweisen, daß die Frau im Arbeitsleben kein Nodum ist, daß sie zu **keiner Zeit auf Erwerbsarbeit** verzichten konnte. Bei jedem Angriff auf dieses unser Recht müssen wir unter Berufung auf Art. 4 der Bundesverfassung feststellen, daß auch uns das Recht auf Arbeit zugestanden wurde.

Wir müssen schließlich den Angreifern klar machen, daß Arbeit ein göttliches und biologisches Gesetz ist. Vor allem aber müssen wir durch eine nach allen Seiten hin gut abgeklärte Berufswahl und durch eine entsprechende Berufsbildung uns als Arbeitskräfte unentbehrlich machen.

**Louise Huber**, ehem. Sekretärin der Schweizerischen Zentralstelle für Frauenberufe, Zürich:

Eigentlich müßte man sagen: „Was können wir Schweizerfrauen tun, um uns auch in wirtschaftlich schwierigen Zeiten das mühsam erworbene „Recht auf Arbeit" in den gutentlöhnten Berufen zu erhalten?" Das „Recht" auf schlecht entlöhnte, schmutzige und schwere Arbeit neidet man der Frau, so viel wir wissen, auch heute nicht, es sei denn etwa in der besonderen Form des sogenannten Doppelverdienertums.

Frauenarbeit als solche ist so alt, wie die Menschheit selbst, ja auf primitiven Kulturstufen lag der Frau die gesamte Unterhaltsfürsorge ob. Durch viele Jahrhunderte hindurch, besonders aber seit der Reformation, galt derjenige, der arbeitet, als der ethisch Wertvolle, der Gott und Menschen Wohlgefällige. Heute stehen wir scheinbar vor einer völlig veränderten Situation. Arbeit gilt nicht mehr schlechthin, sondern nur unter gewissen Bedingungen als ehrenwert, besonders die Frauenarbeit. So wenigstens behauptet es die „öffentliche Meinung".

Geht man jedoch den Angriffen auf die Frauenarbeit auf den Grund, so entdeckt man viel Ungereimtes, viel Unschönes und vor allem auch viel Unrichtiges. Aufklärung tut deshalb Not: Aufklärung über den Umfang der Frauenarbeit und ihre Bedeutung für die Volkswirtschaft als Ganzes, Aufklärung über die Wirkungen eines Ausschlusses der Frauen vom Arbeitsmarkt für den einzelnen, für die Familie und für die Gesamtheit. Aufklärung ist nicht nur notwendig unter den Männern, sondern vor allem auch unter den Frauen. So viele Frauen, welche nicht im Berufsleben stehen, wissen zu wenig von Schicksal und von den Nöten ihrer erwerbstätigen Mitschwestern, und die berufstätigen Frauen interessieren sich vielfach zu wenig für einander und sind sich oft nicht genügend klar darüber, wie sehr Solidarität nottut. Und doch ist ein Zusammenhalten der Frauen unerläßlich in den kleinen Schwierigkeiten des Alltags, wie auch vor allem dann, wenn es gilt, Angriffe auf die Frauenarbeit abzuwehren. Eine Frau, die einen gesicherten Posten inne hat, oder die selbst nicht beruflich tätig ist, glaubt oft, es sei unnötig, mitzutun, wenn es sich darum handelt, für die Rechte der Frau einzustehen. Sie schwächt dadurch die Position ihrer Geschlechtsgenossinnen und möglicherweise auch ihre eigene Position; denn wie groß ist die Sicherheit, auf die der einzelne, selbst der Tüchtigste, pochen kann? Einheit macht stark im Kampfe um materielle und ideelle Güter! Dies gilt auch für die Frauen.

Vor allem müssen wir uns daran gewöhnen, die Dinge im Großen zu sehen, nicht etwa am „anstößigen" Einzelfall haften zu bleiben und dabei zu vergessen, daß Tausende und Abertausende von berufstätigen Frauen, ja die erdrückende Mehrzahl, gezwungen ist, einer Erwerbsarbeit nachzugehen. Indem wir uns für die Gesamtheit der Frauen einsetzen, setzen wir uns auch für die zukünftige Frauengeneration ein.

Ein Recht, auf das man pocht, muß aber auch im Verhalten dessen, der Anspruch darauf erhebt, begründet sein. Eine der stärksten Waffen der Frau im Kampfe gegen die Angriffe auf ihre Arbeit liegt in der beruflichen Bewährung. Wo die Frau sich infolge der Qualität ihrer Leistung

* Entnommen dem „Jahrbuch der Schweizerfrauen 1937", Verlag J. Wuß Erben, Bern.

---

## Interessiert Sie das?

**Die Stadt Zürich beschäftigt als Arbeitgeberin, ohne die Lehrerschaft, über 6100 Personen. Von diesen sind**

**mehr als 90 Prozent**

**männliches Personal.**

**Wir fragen:**

**Kann man da von einer Verdrängung durch die berufstätige Frau reden?**

---

schreiben, denn immer wieder schweifen die Blicke hinaus, auf den tiefblauen Golf von Ajaccio — welche Farbe und was für ein Glanz auf dem Meere und in der Atmosphäre — was wissen wir armen Nordländer vom Lichte!!" — Wien, mit seiner alten Kultur und der besonderen Art seiner Menschen, war ihr ganz besonders lieb. — Genf, wo Camilla Meyer durch Familientradition und eigene Wahl warme Freunde besaß, wurde auch oft berührt: „Wie vornehm ist die Stadt und Umgebung mit den herrlichen alten Landhäusern, im Gegensatz zu Zürich und den richtig kleinbürgerlich überbauten Ufern!". Dieser rasch hingeworfene Augenblickseindruck konnte in ihrem so aufnahmsfähigen Geist durch ein helles Entzücken über zürcherische Eigenart abgelöst werden.

Und doch, trotz all der edlen Genüsse, trotz allem Reichtum des Geistes und der Seele, war Camilla Meyers Leben ein Leidensweg. Schmerzlich empfand sie es oft, daß sie nur Beschauerin im Leben blieb. Nicht nur ihre ererbte, rein ästhetische Veranlagung wies sie auf diesen Weg, sondern auch die Tatsache, daß die Kraft, über die sie verfügte, ihr nicht erlaubte, neue Pflichten zu übernehmen, wie sie es manchmal gewünscht hätte. Sie war die Erbin Conrad Ferdinand Meyers, ohne dessen innere Schwungkraft und nie rastende Gestaltungskraft; ja, in Leidenszeiten ging sogar der gewöhnliche Tageslauf mit seinen Pflichten fast über ihr Vermögen. Sie stand wie auf einem Beschauerposten, abseits vom aktiven Leben, abseits auch von Bindungen und Verwurzelungen, die natürliches und intensives Leben und Schaffen mit sich bringt. So blieb sie einsam.

Es war manchmal wie Auflehnung in ihr gegen diese Fesseln und Hemmungen ihres Lebens. Wie oft heißt es in ihren Briefen an mich: „Du weißt nicht wie müde, wie einsam ich bin. Ich bin einfach wieder krank geworden, ob ich es haben will oder nicht. Aber 4 Wochen fuhr ich mit M. H. im Bündnerland und Engadin herum, es wäre wunderschön gewesen, wenn ich mein trostloses Innere nicht hätte mitherumschleppen müssen. Ich habe mich an mir selbst aufgerieben... Also, weiß Gott, man muß sich jeden Tag besinnen, wie man durchlaviert und dann kommt erst wieder die Nacht, die eine Plage ist... Überhaupt, ich erkenne immer mehr und sehe, welch beschauliche Natur ich von Grunde aus bin. Etwas unternehmen zu müssen, ist mir eine Strapaze an sich, dann kommt noch dazu, wenn es Dinge sind, die mir sogar nicht liegen, wie der Haushalt, oder gar meinen Gefühlen zu nahe kommen wie diese Jahrhundertfeier meines Vaters!" Das verhinderte dann allerdings nicht, daß Camilla Meyer mit unnachahmlicher Würde, und mit einer Freude, die um so tiefer war, als sie so teuer erkauft werden mußte, den Feiern beiwohnte. „Immer mehr frage ich mich, was denn eigentlich lebenswert wäre und was man sich so viel man nur kann, vom Halse halten müßte. Warum ist man auch immer gebunden in hundert Fesseln, anstatt daß man dem leben kann, was für einem Leben ist? Alles andere empfindet man doch wie Strafarbeiten, ich habe manches Mal das Gefühl, in einer Strafanstalt zu leben, auch dann, wenn der ganze Tag mit Besuchen und Richtstun vergeht, ja dann erst recht!"

Mit ergreifender Hellsichtigkeit sprach Camilla Meyer manchmal in den letzten Jahren von den Leidenszeiten, durch die sie immer wieder gehen mußte: Der Wille ist gelähmt, aber die Seele ist wach, sie empfindet und duldet, und bei der Rückkehr ins Leben entdeckt man mit staunender Freude, daß keine Zeit der Leere hinter einem liegt, sondern ein verborgenes Leben ein inneres Wachstum, eine Entwicklung. Und weil die Seele eben nicht schläft, sondern ängstlich wacht, ist sie namenlos empfänglich für jeden, auch den kleinsten Beweis von Liebe. Deshalb, folgerte Camilla Meyer, sollte nur der beste Arzt, der beste Seelsorger, die beste Pflegerin an solche Kranke heran dürfen.

Sobald sie sich wieder frei fühlt, gehts wie ein Aufatmen durch ihre Worte: „Auch ich bin glücklich, eigentlich ganz wunschlos seit. Die tägliche Schererei mit meiner Gesundheit d. h. Kraftlosigkeit habe ich mich gewöhnt in den Kauf zu nehmen. Ich denke oft an den Tod... Der Tag ist mir immer zu kurz und nie bring ich fertig, was ich vorhabe. O wie bereue ich die viele in meinem Leben versäumte und vertrödelte oder gar zu Selbstquälerei angewandte Zeit!! Was hätte man alles tun und lernen können derweil! Das Leben ist wirklich zu kurz, und daß einem das erst so spät aufgeht, wenn man schon auf alle Fälle in seiner zweiten Lebenshälfte angelangt ist! Aber ich glaube, man muß erst frei von sich selber geworden sein, um mit offenen Augen und einem Herzen für die Andern und für alles, was um einen vorgeht, durchs Leben zu können. Und dieser Prozeß nimmt bei komplizierten Naturen, zu denen ich doch dich und mich rechnen muß, scheints viele Zeit und Kraft in Anspruch, all die Jahre der Hemmungen, in denen man in sich selber wie in einer Festung gefangen aß — wenigstens bei mir war es so."

Nicht nur gegen die inneren Hemmungen lehnte sich Camilla Meyer auf, sondern auch gegen äußeren Zwang, gegen falsche hergebrachte Anschauungen, gegen offiziellen Religionsbetrieb und allerhand Respektspersonen. Es geschah aus Notwehr und Wahrheitsliebe...

Noch viel stärker aber als dieser revolutionäre Zug war im Grund ihrer Seele ein Fundament von Ehrfurcht und Verbundenheit mit Allem, was Tradition, was konservativ und beständig, was erhaben, heilig und ewig war. Ich hörte sie einmal sagen: „das Beste an meinem Vater war seine Religion". Treue, diese höchste Tugend wahrer Vornehmheit, war ein Grundzug ihres Wesens. Sie klagte manchmal über ihre altzürcherische Pedanterie und Ordnungsliebe, deren sie sich beim besten Willen nicht erwehren könne! Treu war sie sich selbst in unbedingter Wahrhaftigkeit, bis zu den letzten Worten, die sie wenig Stunden vor ihrem Tod niederschrieb, den Freunden treu in jeder Lebenslage: „Zu jeder Zeit, in jeder Not kamst du über mich verfügen." Als die alte, langjährige Dienerin ihrer Tante Betsy, nach deren Tod, ins Conradstift in Kilchberg übersiedelte, dort erkrankte und sich zum Sterben rüstete, hätte nichts Camilla Meyer, die selbst leidend und schwach war, abhalten können, jeden Tag stundenlang bei dieser treuen Seele auszuharren, sie zu erfreuen und zu trösten. Jeder, dem Camilla Meyer Freundin war, konnte vie erzählen von ihrer zarten, aufmerksamen Liebe; und die Liebe, die man ihr entgegengebracht hatte, die vergaß sie nie. — Trotz aller Freundschaft aber fühlte sie sich immer wieder verlassen und einsam. Niemand, meinte sie, konnte ihr je helfen gegen die Macht, der sie sich ausgeliefert fühlte. Und je einsamer sie sich fühlte, je mehr klammerte sie sich in alter Treue an die Güter der Vergangenheit. Wenige Tage vor ihrem Tode sprach sie in Worten tiefster Liebe von ihren Eltern, und in einem Brief dieses Jahres heißt es: „der Blick auf Gott hat in mir ein Erwachen der Seele aus dem Gefängnis bereitet, er hat mir Halt und Frieden und Klarheit gegeben und innere Erlebnisse über welche man nicht reden kann."

So widerspruchsvoll nun diese reiche Charakteranlage war, so machte doch Camilla Meyer auf Fernstehende den Eindruck eines ganz harmonischen, ruhig abgeklärten Menschen. Ihr Lächeln, das aus Leid geboren war, ist uns Allen unvergeßlich. Keine der Hemmungen, die sonst der Stand, das Milieu, das Vaterland, der Bildungsgrad mit sich bringen, haftete ihr an. Ob ihre Freunde Wien oder Paris, Bayern oder Italien, Genf oder Zürich repräsentierten, bei Camilla Meyer, die von jeder Eigenart entzückt war, fühlten sie sich daheim. Trat man ihr näher, so spürte man sofort die überragende Selbständigkeit und Unabhängigkeit ihres Wesens. Man konnte ihr stundentlang landläufige Vernunft predigen, sie hörte freundlich zu und

und infolge ihrer Integrität als Mensch zum wertvollen Glied im Wirtschaftsleben gemacht hat, wird sie nicht so leicht entbehrt und ersetzt werden können. Durch ihren höchstpersönlichen Einsatz kann so jede Schweizerfrau direkt und indirekt mithelfen, daß den Schweizerfrauen „das Recht auf Arbeit" erhalten bleibe.

**Dr. A. Debrit-Vogel**, Redaktorin, Bern:

Dieses „Tun" kristallisiert sich für mich in zwei Worten: Wachsamkeit und Solidarität.

Wachsam zu sein ist vor allem Pflicht der Frauenvereine und ihrer verantwortlichen Leitung; solidarisch zu den bedrohten Schwestern stehen, sich nicht verblüffen lassen durch Schlagworte und demagogische Phrasen — das kann jede einzelne tun im kleinen und im großen Kreis.

Es geht nicht nur um das „Recht auf Arbeit" — den heutigen Jungen, die unter einem „Zwang" seufzen, oft ein schwer verständlicher Begriff! — sondern um die innere Freiheit, um die Anerkennung des „Mensch"-Seins, neben dem herkömmlichen „nur Frau"-Sein. Wer dies einmal wirklich begriffen hat, kann gar nicht anders als mittun bei allen Bestrebungen, wo es heißt: Schutz der Frauenberufsarbeit, Sicherung des Rechts auf Arbeit, der freien Arbeitswahl.

**Anne de Montet**, Präsidentin der Kommission zur Bekämpfung der Krisenfolgen für die berufstätige Frau, Corseaux/Vevey.

Heute sollte jede denkende Frau sich mit den Angriffen auf die Frauenberufsarbeit auseinandersetzen. Erste Bedingung zu einem berechtigten Urteil über dieselbe ist, daß man sich über die Tatsachen gewissenhaft orientiert, daß man die Geschichte der Frauenarbeit und statistisches Material kennt, daß man sich keinenfalls an Schlagwörter hält. Frauen, die nicht auf Erwerbsarbeit angewiesen sind, sollten besonders vor gedankenloser Beurteilung solcher Arbeit gewarnt werden. Wissen sie denn, ob die Zukunft sie nicht vor die Frage stellen wird: „Wie verdiene ich mein Leben? wie soll meine Tochter ihr Brot verdienen?"

Auch davor sollte man sich hüten, Frauenarbeit nur nach dem wirtschaftlichen „Müssen" zu beurteilen. Es liegen in jeder menschlichen Natur so viel ungeahnte Möglichkeiten, daß wir nicht im voraus sagen können, wer durch seine Arbeit der Menschheit am besten dienen wird. Das Recht auf Arbeit entspringt nicht nur dem Recht der Persönlichkeit auf bestmögliche Entwicklung, sondern auch dem Bedürfnis der Allgemeinheit. Wir müssen dabei feststellen, daß sehr viel von dieser Arbeit im Dienst der Allgemeinheit nur in bezahlter Stellung möglich ist. Die erwerbstätige Frau ihrerseits darf nicht vergessen, was sie durch ihre Stellung denjenigen Frauen schuldig ist, welche durch sie zur Erwerbsarbeit kommen können — Hausangestellte, Schneiderinnen z. B. — selbst wenn es ihr die eigene Energie und Geschicklichkeit gestattete, ohne dieselben auszukommen.

In dem Augenblick, wo in gedankenloser Krisenbekämpfung Neid und Mißgunst der Frau mit Gefahren drohen, welche tief in ihr wirtschaftliches und seelisches Leben einschneiden könnten, wollen wir zusammenhalten, Arbeitende, Erwerbende und Nichterwerbende.

## Streifzug ins Ausland

**Die Erziehung der Frau in der Türkei.***

Weil die Welt voll ist von Revolutionen nach innen sowie nach außen, verlieren wir oft den Blick für das Wesentliche. Im Abendlande haben wir vielfach übersehen, daß eine der wichtigsten Umwälzungen der Gegenwart sich in der Türkei unter Atatürk vollzogen hat. Eine klare, eindeutige Darstellung dieser Geschehnisse gibt uns Dr. phil. Refia Ugurel in ihrem Buch: L'éducation de la femme en Turquie. — Obschon die Autorin die Entwicklung und das Wesen der Frau stets im Auge behält, ist aus ihrem Werke eine Geschichte der türkischen Revolution schlechthin geworden, denn in allen Einzelheiten, sowie in den Grundzügen, ist die moderne Geschichte der Türkei mit der Einstellung der Frau und zur Frau erstaunlich eng verbunden. Das Buch besteht aus drei Teilen: die vorislamische Periode, die islamische Periode und die Gegenwart, wobei selbstverständlich dem letzten Abschnitt die größte Aufmerksamkeit zukommt, obschon er eine kurze Zeitspanne umfaßt. Wir entnehmen demselben einige Gedankengänge:

Wie alle neu erwachten Rassen der Gegenwart verfolgen die Türken ihren Stammbaum. Dieser reicht bis in die Anfänge einer orientalischen Mythologie zurück, denn die Wiege der Ahnen befindet sich in Zentralasien zu einer Zeit, da die Gleichstellung von Mann und Frau eine Selbstverständlichkeit bedeutet. Nicht nur gleiche Rechte, auch die gleiche sportliche Erziehung wie der Mann genießt die damalige Frau, sie nimmt sogar neben ihm an der Regierung und am Krieg teil. Diese Gleichstellung der beiden Geschlechter soll bis in das 15. Jahrhundert hinein gedauert haben, was aus Reiseberichten entnommen wird, weil die geschichtlichen Dokumente der vorislamischen Periode selten und lückenhaft sind.

Vom 13. bis zum 15. Jahrhundert geht das türkische Volk langsam zum mohammedanischen Glauben über. Die Lehre des Koran wirkt sich aber je nach dem Lande, ob Arabien, Persien, Indien oder Türkei, sehr verschieden aus. In der Türkei werden die Dogmen des Islam mit der Zeit merkwürdig verschoben, was Zustände hervorruft, die schließlich 1909 in religiösen Kreisen zu einer Revolution führen. Aber die Religion bleibt allmächtig, und mit ihren Vorschriften werden die selbstverständlichsten Rechte, wie auch die ganze Lebenshaltung der Frau gänzlich in Unterdrückung gehalten. Wir kennen so gut die begeisterten poetischen Reiseschilderungen der herrlichen Haremsfeste, der verschleierten Frauen, des sonnenlosen Lebens hinter vergitterten Fenstern, jene romantische, goldene Zeit! Wenn die damalige Türkin der wohlhabenden Kreise in ihrem vergoldeten Käfig ein äußerlich behagliches Leben führt, so bildet sie doch eine Ausnahme, denn die Vielweiberei bleibt aus finanziellen Gründen das Vorrecht der Reichen.

Auf dem Lande muß die Bäurin mehr arbeiten als der Mann, und ihre einzigen Rechte erstrecken sich auf Haushalt und Mutterschaft. Sie bleibt doch ein minderwertiges Wesen, das der Mann „zu sehr achtet", um sie an seinem Leben teilnehmen zu lassen. Die Frau bleibt auch ohne Bildung, die einzige Schule, die ihr gestattet wird, erteilt ausschließlich religiösen Unterricht. Und die Frau läßt sich alles gefallen, nimmt alles an, wird wunderbar resigniert, weil sie in dieser Vergewaltigung eine Fügung des Schicksals sieht. Die Religion ist allmächtig und sie verlangt von ihr unbedingten Gehorsam. —

Erst im 20. Jahrhundert weht wirklicher Revolutionswind über der Türkei. Anfangs entstehen nur Konflikte und Schwierigkeiten, weil die alten, erstarrten Gesetze neben dem neuen Bestreben bestehen. Die Vermischung des Kirchlichen und Weltlichen bringt die größten Schwierigkeiten. Mit dem Sturz der tyrannischen absoluten Monarchie unter Abdul Hamid ändert sich manches, aber erst 1922 ist Mustapha Kemal imstande, die Trennung zwischen Kirche und Staat zu vollziehen. Dies bedeutet nicht nur die Befreiung der Frau, sondern auch die Befreiung des ganzen Landes. Am 6. Oktober 1926 wird nach dem Beispiel des schweizerischen Zivilgesetzbuches eine neue Verfassung festgelegt und anerkannt. 1930 wird in Ankara bei der großen Nationalversammlung der Frau das Stimmrecht zugesprochen und das Wahlrecht für die Gemeinde. Am 5. Dezember 1934 erhält sie noch das Wahlrecht in die Nationalversammlung. — Auch um die Frau auf dem Lande, um die Bäuerin, kümmert sich der Staat. Es werden überall nach europäischen und amerikanischen Grundsätzen Schulen gegründet. Primar-, Sekundar-, Fach- und Berufsschulen, Universitäten wachsen wie Pilze aus dem Boden, und überall hat die gestern noch eingesperrte Frau Zutritt, überall wird sie als gleichberechtigt anerkannt.

Der amerikanische Philosoph Dewey, der Genfer Pädagoge Prof. Malche werden nach Istanbul gerufen, denn Atatürk will mit der objektiven Aufklärungsmacht der Wissenschaft die frühere, abergläubische Religion bekämpfen. Es ist, als ob in der Türkei die alten persischen und arabischen Mächte mit dem europäischen Einfluß kämpften. Weil die Praxis stark hinter dem Geplanten zurückbleibt, gibt es Schwierigkeiten, aber immer wieder gibt man sich Rechenschaft, daß es keine zerstörende Revolution ist, denn die Tradition wird nicht zertreten, es ist auch nicht, wie wir es aus der Ferne oft beurteilt haben, der Tod der orientalischen Romantik, es ist die Rückkehr zu einer besseren, weil natürlicheren Quelle: der früheren Freiheit. Mit dem Schleier hat die Türkin endlich eine Maske abgeworfen. Sie kommt plötzlich aus einem lethargischen, naturwidrigen Zustand heraus und wird langsam Mensch.

Das Werk Refia Ugurels behandelt eine der spannendsten Phasen der Frauengeschichte, man vermißt aber leider den roten Faden. So viele Tabellen, Statistiken, Entwürfe und Pläne, so viele wertvolle Objektivität sind da, aber der Weg zum unmittelbaren, lebendigen Verständnis wird wenig aufgetan. Man kommt dadurch der türkischen Frau und ihrer heutigen Lage kaum näher. — M. R.

* „L'Education de la femme en Turquie", v. Refia Ugurel; Verlag Georg & Co., Genève, 1936.

## Glücksfälle und gute Taten

Zu dieser Rubrik schreibt uns eine Leserin ihr schönes Ferienerlebnis, das durch die „gute Tat" einer Pariserin zustande kam.

**Wie ich in Paris empfangen wurde.**

Madame L. in Paris ist eine Dame in den 70er Jahren. Sie gibt viel auf Gedankenaustausch und liebt es, mit Menschen zusammen zu sein, die ein volles Tagespensum haben. Diesen Menschen ihr Leben zu verschönern ist ihr Prinzip. So lautete denn die Karte, die sie mir schrieb: „ . . . écrivez-moi par prochain courrier: oui ou non". Dies betraf meine Reise nach Paris.

Bald führte mich der Nachtzug zum erstenmal dieser langersehnten Stadt zu. Madame L. begrüßt mich in ihrem reizenden Heim mit einem dampfenden Kaffee. Nachher schiebt sie mich in ein wundervolles Familienbett, deckt mich mit einer seidenen Steppdecke zu und sagt: „Voilà, ma petite, au moins une heure" und schließt die Türe leise zu. Ich komme mir vor wie eine Königin, mir ist so wohl, so behaglich, daß sich der Schlaf auf zwei Stunden ausdehnt. Nach einigem Plaudern sitzen wir beim reichlichen Mittagessen.

Madame L. ist „Parisienne comme il faut". „Je veux vous montrer comment on reçoit à Paris". Und wirklich, es war wie ein herrlicher Traum! Wir gehen zu Fuß, mit dem Tram, per Autobus und Taxi, steigen ein und aus, besuchen Museen und besichtigen Kunstwerke.

Zu Hause angelangt, wird tüchtig ausgeruht, denn Madame L. zählt ihre 75 Jahre, sie ist aber von einer geistigen und körperlichen Lebendigkeit ohnegleichen. Vor dem Schlafengehen wartet noch eine Tasse Pfeffermünz mit Anis als erprobtes Verdauungsmittel.

Die Pariserin hat auch einen kleinen eleganten Salamander-Ofen, auf dem zwei glacierte Ziegel liegen, die für unsere Betten bestimmt sind. In einem sauberen Säckchen werden die heißen Ziegel als Bettflasche benützt.

Und hinter diesem „Salamander" steht ein großer weißer Kachelofen mit zwei Messingtürchen, die offen stehen. Wie ich ins Zimmer komme, sitzt Madame L. ganz träumerisch am Tisch und hält ein Papier in der Hand. Ganz flüchtig lese ich die Zahl 1000. — Nach einigen Minuten rückt sie mit der Sprache heraus. „Ich saß hier an diesem Platz und auf einmal sehe ich etwas im Ofenloch, greife hinein und finde diese Tausender Note, die ich wahrscheinlich einmal hineinlegte, als jemand kam. Mit 75 Jahren ist man schon ein wenig vergeßlich! Und nun habe ich darüber nachstudiert, was das wohl zu bedeuten hätte. Und das heißt nun, daß ich Ihnen einen recht schönen Aufenthalt bereiten soll. Morgen, an Ostern, gehts also nach Versailles und von dort nach Trianon. Allons, ma petite, dépêchez-vous!" Wie elektrisiert gingen wir an unsere Vorbereitungen.

Oster-Morgen in Notre-Dame! Mit dem Zug nach Porte de Versailles, per Auto nach Château de Versailles. Wir besichtigten das wundervolle Schloß, die Anlagen und Fontainen, und dann fahren wir nach der reizenden Ferme der Marie-Antoinette nach Trianon. Und dies alles durch diese wunderbare Tausendernote!

Nach drei Tagen großartiger Erholung, geistig, seelisch und körperlich, fällt mir der Abschied von dieser herrlichen Stadt so schwer...

Im Zug sitzt eine hübsche Welschschweizerin neben mir. Sie erzählt mir: „Ich habe etwas Wunderbares erlebt. Meine Tante, die in Paris Gouvernante ist, hat mich eingeladen. Sie hat mich in einer Pension einlogiert. Und als ich wegging, hat sie mir die volle Pension bezahlt und zum Abschied noch eine Zwanziger Note mitgegeben. So etwas gibts nicht wieder!" — Da konnte ich nicht schweigen! Und fast mit Beschämen mußte ich noch feststellen, daß auch Madame L. mir eine Zwanzigernote mitgegeben hat, mit den Worten: „Si on veut acheter quelque chose à la gare". H. K.

## Gegenseitige Hilfe

Es gehört in unsere tröstliche Rubrik „Glücksfälle und gute Taten", wenn wir eine Hilfsaktion erwähnen, die vor kurzem gewiß den Helfern und den Geschädigten gleichermaßen zur Freude wurde. — Ein heftiges Hagelwetter hatte in den zwölf Gärtnereien dreier bernischer Dörfer sämtliche Glasscheiben auf Gewächshäusern und Treibbeeten zerschlagen. Die Kulturen selbst hatten wenig Schaden gelitten.

Dem Aufgebot der benachbarten Gärtnerverbände folgten nun Meister und Gesellen, von allen Seiten kamen die Fachkollegen zu freiwilliger und unentgeltlicher Arbeit angerückt; weitere Helfer verstärkten die Gruppen. „Wer macht sich einen Begriff von der Arbeit", lesen wir im „Bund", „die Tausende und aber Tausende von kleinen und kleinsten Glassplittern von Hand aus Pflanzen, Töpfen und Kulturerde herauszulesen? Und von der Arbeit, die unzähligen Glasresten mit Hammer und Meißel vollends aus den Rahmen herauszumeißeln und zuletzt alles wieder einzuglasen? Fleißige Hände haben es geschafft. In einer Versandgärtnerei in Herzogenbuchsee zum Beispiel waren zeitweise bis 45 Freiwillige an der Arbeit! Wagenweise wurden Scherben herausgeschafft. Kitt zentnerweise verarbeitet und zwölf Tonnen Glas allein in diesem einen Betrieb wiederum eingesetzt.

Durch das Gemeinschaftswerk wurden die geschädigten Betriebe instand gesetzt und die Pflanzen, die infolge der Kürze des Unwetters nicht so gelitten hatten, waren wieder unter dem schützenden Glas. Ohne diese rasche Hilfe hätten diese, da ohne Schutz dastehend, unter der Kälte gelitten oder wären dem ersten nahen Frost zum Opfer gefallen. Diese rasche Hilfe war hier doppelte Hilfe und hat so weitern Schaden mildern können."

## Zeitgemäße Hilfe

weiß die rührige Vereinigung weiblicher Geschäftsangestellter, Bern, zu leisten. In ihrem Hause „Daheim" — so vielen von uns bekannt mit seinen Sitzungslokalen, Logierzimmern und dem alkoholfreien Restaurant — gehen nicht nur erwerbstätige Frauen aus und ein. Der Jahresbericht weiß u. a. auch folgendes zu melden:

„Und etwas anderes freut uns auch, obschon es eigentlich ein Zeichen trüber Zeit ist: daß wir jeden Tag mehrere Arbeitslose speisen können. Eine Kontrolle hat ergeben, daß wir in der Zeit vom 21. Februar 1936 bis 21. April 1936 (also in zwei Monaten)

658 Gratisessen

abgegeben haben. Der Prozentsatz unserer Lebensmittelauslagen im nächsten Abschluß wird infolgedessen wieder etwas höher stehen. Aber wir wollen nun da einmal nicht so ängstlich rechnen, wie wir es sonst tun, sondern — getreu dem Grundgedanken der VWG — helfen, wo zu helfen ist und in schwerer Zeit Not lindern, so viel in unserer Kraft liegt. Was man auf diese Weise ausgibt, kommt sicher in anderer Form auch wieder zu uns zurück."

## Was sagt die Leserin?

Aus den vielen Zuschriften, die uns zum Artikel über das

Asylrecht

in Nr. 52 unseres Blattes zugegangen sind, geben wir auszugsweise noch Einiges unseren Leserinnen weiter. Diese Frage, wir wissen es, liegt drückend auf uns allen, ihre besondere Schärfe kennen diejenigen, die fürsorgend mit Betroffenen in Fühlung kommen, aber auch den Zurückhaltenden wird gewiß Anteilnahme nicht abgesprochen. In unseren Spalten soll nicht eine Polemik über diese Frage geführt werden, in der Wiedergabe dieser Ansichtsäußerungen sehen wir den Austausch der freien Meinung unserer Leserinnen zu einem sozialen Problem, das, zusammen mit den Fragen der Arbeitslosigkeit und der Kriegsgefahr zu den wahrhaft „brennenden Fragen" gehört.

Wir bringen, um Wiederholungen zu umgehen, nur Auszüge. Unsere Aussprache abschließend, wird in der nächsten Nummer noch ein Artikel, der uns schon vor Wochen zukam und verwandte Fragen behandelt, erscheinen. Red.

Aus unseren Zuschriften:

„Die Frage unserer Einstellung zum Asylrecht ist in erster Linie weder eine Rassenfrage noch ein Arbeitsbeschaffungsproblem, sondern zunächst eine Frage der Ethik.

Verdienen Menschen, die ihre Heimat und oft ihre Familie verloren haben, Menschen, die in der Fremde der Arbeitsmöglichkeiten und damit der Existenzmittel beraubt, die unwillkommen

gab einem wohl auch Recht. Aber ihren Vorsatz änderte sie nicht, denn sie handelte nur, „weil sie nicht anders konnte". Unbeirrbar ging sie ihren Weg, der inneren Stimme, ihrem Schicksal folgend, wie die Helden der antiken Tragödie. Auch als es sich herausstellte, daß der tiefgreifendste Entschluß ihres Lebens, vom Standpunkt der Vernunft aus, falsch gewesen war, bereute sie ihn nicht. Es ging ihr wie der Euphemia in C. F. Meyers Petrus Vineafragmenten: „ich weiß nicht warum ich es tue, und muß es tun." — Dieses Unbeirrbare, Schicksalhafte gab ihr manchmal etwas Unnahbares, immer aber etwas Erhabenes.

Trotz der ausgeprägten inneren Überlegenheit, die sie wie ein stiller Glanz umfloß, war sie für Alle, die ihr näher kamen, „die" Freundin, das Herz, das einem immer offen stand. Sie entsetzte sich über kein Bekenntnis, sie verstand Alles. Die kleinlichen Regungen des Neides, der Eifersucht, der Eitelkeit waren ihr absolut fremd. Dazu kam, daß sie, die so fein und einfühlend und zart und so ganz weiblich war, eine fast männliche Objektivität in Ansichten und Urteilen bekundete. Sie war ganz selbstlos und unbeschreiblich großzügig.

Es hat einem manchmal leid getan, daß Camilla Meyer bei ihren großen Geistesgaben sich nie bemühte, zusammenhängende Erinnerungen niederzuschreiben, die überaus wertvoll gewesen wären. Die Schilderungen, die ihre Briefe enthielten, waren ein lebendiger Reflex ihrer Eindrücke und persönlichen Probleme, einzig scharf in der Erfassung der Menschen und Dinge. Ob sie eine komische oder tragische Szene schilderte, oder ein Kunstwerk oder Menschen beschrieb, immer erfaßte sie mit künstlerischer Intuition die Seele des Geschauten. Die Fähigkeiten zu einer solchen schriftstellerischen Arbeit, die für sie vielleicht Befreiung bedeutet hätte, waren vorhanden, aber die innere Einstellung dazu fehlte ihr. Die Vergangenheit war für sie kein sonniges Land, sondern ein dunkler Hintergrund, von dem sie fortstrebte. Sie wollte am liebsten ganz in der Gegenwart leben. Einmal schreibt sie „Die Gegenwart ist so voll des Schönen und alle Herrlichkeit um mich herum füllt mich ganz aus. Manchmal merke ich mit Staunen, daß in mir alles anders geworden, es ist wie wenn ein ganzer Gedankenballast abgefallen wäre, und da ich nichts mehr vorhabe, nichts, worauf ich meinen Kopf gesetzt, mich freue oder ersorge, so lebe ich für einmal ganz im Moment und das gibt solche Ruhe."

Sie blieb Schauende, nur Schauende, wie sie sagte. Wir, die ihr nahe standen, wissen es aber, daß ihr Schauen so unerhört scharf, so durchleuchtet von Güte war, daß es an vielen Menschen, die innerlich nicht mehr wußten, wo aus noch ein, zur Tat wurde, zur rettenden Tat. Ganz von selbst kam es, ohne Ermahnung, ohne Predigt. Es war, als hielte sie einem durch ihre Worte einen Spiegel vor, in welchem man sein eigen Bild erkannte, geläutert, geadelt. Man wurde des Plans wieder gewahr, der durch unser Leben geht und sah wieder festen, sicheren Boden vor sich. Da konnte Camilla Meyer von ihrem Beschauerposten in die Arena des Lebens steigen und helfen „verfahrene Menschenschicksale einzurenken" — wie es in einem Brief ihres Vaters, den Entwurf einer Tragödie betreffend, steht. Hier wurde die Schauende zur Führerin und dafür werden wir ihr auf immer dankbar sein. Daß ihr selbst, als die Schatten um sie immer dunkler wurden und sie ihren Weg nicht mehr sah, niemand beistehen konnte, bleibt für uns ein tiefer Schmerz.

Die Erinnerung an Camilla Meyers Leben, das der ergreifende Widerklang eines hohen und tragischen Dichterschicksals ist, wird uns teuer bleiben. Das Leiden und der Kampf, die ihr Leben ausfüllten, und die Güte und edle Schönheit, die es verklärten, stehen als „reife Garben", als unverlierbares Gut vor uns.

(Schweizer Monatshefte.)

## La Joconde

Von Johanna Böhm.

Dein Lächeln ist ein zarter Glanz,
Ein Sinnen in den tiefen Gründen,
Ein Schleier und verborgner Kranz,
Dich überirdisch zu verkünden.
Verhaltnes, unberührtes Sein
Des Frauenleids, verdrängter Sünden,
Im Stillen, Herben zu verwünden
Wie nie getrunkner süßer Wein.

Dein Lächeln ist der Tag, die Nacht,
Das Braune alter Goldpokale,
Das heil'ge Licht auf dunkler Schale...
Und selbst bist du in deiner Tracht
Geheimnisvoll, das Leid, das Fahle.

Du bist sehr weis, du bist das Schwere;
Die Hände aber kindlich weich —
Und einer Märchengöttin gleich
Hältst du den Blick in ferne Leere.
Das unergründlich sanfte Drehen
Der Augen und der blassen Wangen!
Nicht ohne Schmerz kann man dich sehen,
Dein stolzes Rätsel hält gefangen.

## Madame Récamier

Von Johanna Böhm.

Als hätt ihr einer Unerwartetes gesagt,
Staunt sie in zweifelnden Gedankenkreisen,
Ob dieses stimme, ob es anders sei,
Und überlegend und sehr zagend fragt
Sie lauschend weiter, um es so zu weisen,
Daß sich die Wahrheit öffne, einerlei
Was daraus wird. Welch Widerspruch liegt bloß
In ihrem Arm auf überzeugtem Schoß,
Nur flüchtig hingelegt, um gleich zu sprechen,
Und dieses Tiefere geschickt zu sagen,
Um jenes, vielleicht Falsche, wegzubrechen,
Damit das Allerwahrste klug zu wagen;
Denn welche weisen Züge, edle Haltung,
Und trotz dem Widerspruch gelassen liegend,
Wohl wissend, um die eigne große Geltung,
Die sie besitzt. Am Ende immer siegend
Mit Schönheit, Tugend, Mut und klarem Wissen.
Gleich einer Göttin ruht sie in den Kissen.
Selbst die Gewänder sind ihr dienstbeflissen,
Um mit den Falten höchsten Reiz zu spenden,
Und sie im Fallen schmückend zu vollenden.

**Basel * Hotel Baslerhof**
**Christl. Hospiz, Aeschenvorstadt 55**
*Das gut geführte Familienhotel Nähe Zentralbahnhof und Parkanlagen. – Zimmer von Fr. 4.50 bis 6.–, mit Privat-Badezimmer von Fr. 7.– bis 8.–. Alkoholfrei Restauration. Tea Room. Eigene Konditorei. Tel. 21.807.*
P 1489-1 Q

und bestenfalls geduldet sind, aus keinem andern Grunde, als weil sie Juden sind oder weil ihre Weltanschauung eine andere ist als diejenige der herrschenden Partei, verdienen solche Menschen unser Mitleid?

Wem es schwer fällt, diese Frage schlicht mit „ja“ zu beantworten, möge sich mit ein wenig Phantasie vorstellen, ihn selber treffe eines Tages das schwere Los, Heimat, Beruf, Freundschaft aufgeben zu müssen, um in einer Fremde zu leben, die ihn ausstoßen will; dann wird er plötzlich wissen, wie sehr er nicht nur des Mitleides bedürftig würde, sondern auch dessen praktischer Auswirkung, der Barmherzigkeit! Wie froh wäre er dann um etwas materielle Hilfe, um existieren zu können, aber auch um ein wenig Wärme und Freundlichkeit, die ihm seine Selbstachtung und den Glauben an die Menschen retten würden, deren wir ja alle so sehr bedürfen zu unserer seelischen Existenz!

Gewiß, die Not im eigenen Lande ist eine Tatsache. Zu ihrer Behebung tragen aber in der Regel diejenigen Schweizer nicht allzu viel bei, die ihr Herz gegen fremde Not hermetisch verschließen können. Es helfen auch im eigenen Lande eher jene, deren Gewissen sich weder rationalisieren noch nationalisieren läßt. Darum glaube ich, daß im Grunde nicht die Arbeitslosigkeit der eigenen Volksgenossen das große Hindernis ist, um den Emigranten nachdrücklich zu helfen, sondern die Armut unseres Herzens, die uns die Not der eigenen wie der fremden Arbeitslosen so wenig fühlbar werden läßt.“..

M. L.-J.

## Unzulänglichkeiten

Hastig ist unsere Zeit. Doch wir hasten im Grunde nur, um unserer Trägheit zuvorzukommen und sie nicht sehen zu müssen. Feige sind wir und nicht ehrlich genug.

Vielleicht sind zu viel Menschen auf der Welt, insofern als unser Rücksichtnehmen sich diesem Umstande noch nicht angepaßt hat. Das könnte ein Grund sein, warum wir der Gegenwart nicht gewachsen sind.

Die Romantik unserer Zeit, ihre Negation, ist Flucht ins Primitive. Ein deutliches Zeichen, ein bedenkliches auch: wir haben die Ausdauer zum Kompliziertsein verloren.

Diktatur ist Rückschritt: der Individualgeist traut sich keine Wirkung mehr zu. Krieg ist Rückschritt: heißt den Weg der Zerstörung wählen. Wie wird darauf geantwortet? Fatalistisch: „Noch keine Zeit ist ohne Zwang und ohne Krieg ausgekommen.“ Diese Begründung ist hoffnungslos. Müssen wir denn nur Abklatsch gewesener Zeiten leben? Erflogen wir nicht die Stratosphäre?

Ernst zu nehmen ist: daß wir uns ungenügend bewußt sind, wie wir Fortschritt und Rückschritt paaren und wo das eine ist und wann das andere einsetzt. Jedes verfeinerte Werkzeug ist Paradies und Hölle zugleich. Wir sind vor die Wahl gestellt und ... wählen falsch.

Georgette Klein.

„Unsere Zeit ist krank, das fühlen wir alle. Mir scheint, eines der schlimmsten Symptome dieser Krankheit, das selbst wieder Ursache anderer schwerer Symptome ist, sei der enge Nationalismus. Ihn bekämpfen hieße ein gut Teil der Krankheit selbst bekämpfen und vielleicht besiegen. Wir sind ein kleines Land, und immer wieder heißt es, nicht an uns sei es, wieder großzügigere, weitherzigere Gesichtspunkte aufkommen zu lassen, an den Großmächten sei es, Besserung zu schaffen. Wie, wäre es wirklich das erstemal, daß von diesem kleinen Land Wellen neuen Geistes ausgingen? ..... Ich fürchte, wir sind engherzig gegen fremde Not, nicht, weil es uns schlecht geht, sondern deshalb, weil es uns bis jetzt noch verhältnismäßig so gut gegangen ist. Können wir wirklich nur noch rechnen? Können wir nicht mehr glauben an das Wort: Wohltun trägt Zinsen? Wir nennen uns immer noch Christen. Im Christentum aber heißt es, daß wir alle eines Vaters Kinder sind....

Wir brauchen ja wirklich nicht zu fürchten, daß der Bundesrat die Tore nun zu weit auftue. Aber einen Hauch von Pestalozzis Geist möchten wir ihm doch wünschen, der ein guter Schweizer war, und der doch sein letztes mit andern teilte, ganz gewiß ohne nach Nationalität oder Abstammung zu fragen.“

G. Jaisli-Wirth.

Frau E. D. schreibt u. a.: „Es gibt auch einen Mittelweg. Selbstverständlich darf man wegen den Emigranten die Einheimischen nicht benachteiligen. Bei der großen Härte, die sie in der eigenen Heimat erfahren, hat die gesittete Welt die große Pflicht, diesen Verfolgten human zu begegnen. Mehr verlangen die Emigranten selber nicht.“

E. D.

Eine temperamentvolle Leserin stellt als „von inkompetenter Seite“ ihre Gegenfragen:

„Können sich Frauen damit einverstanden erklären, daß gehetzte Flüchtlinge mit Gefängnis bestraft werden, weil die nackte Lebensnot sie zwingt, ohne Ausweispapiere unser Land zu betreten? Geht es uns in der Schweiz so schlecht, daß wir es verantworten könnten, den um Hilfe bittenden Verhungernden von unserer Türe weg in die Verzweiflung zu jagen? ....“

Und sie schließt ihre längeren Ausführungen: „Tragen wir das Unsere bei an die von höchster Stelle geforderte geistige Landesverteidigung, indem wir dem aufkeimenden Rassenhaß und nationalen Egoismus bei jeder Gelegenheit die Grundlagen der Demokratie entgegenstellen: Wille zur Verständigung mit allen Nationen und Achtung vor der Menschenwürde jedes Einzelnen.“

F. G.

Professor Dr. Gertrud Woker (Bern) kommt auf genaue Beantwortung der von E. F. in Nr. 52 gestellten Fragen zurück, wenn sie u. a. schreibt: „... Der Vortrag von Dr. Hedwig Anneler zeigte uns, daß ein Volk, das schwere Opfer in jeder Hinsicht auf sich zu nehmen gewillt ist, um den Vertriebenen — nicht den Ruhelosen, wie Sie sagen —, zu helfen, das Unmögliche möglich zu machen vermag. Sie glauben, die Schweiz sei aus verschiedenen Gründen für die Aufnahme von Flüchtlingen vor 250 Jahren weit besser imstande gewesen, als zur heutigen Zeit.

Einmal sei sie damals nur dünn bevölkert gewesen. Dieses Argument ist uns nicht ganz klar. Je geringer die Kopfzahl der einheimischen Bevölkerung, desto größer die Belastung pro Kopf. Des weiteren sei die Schweiz damals ein großenteils bäuerliches Land gewesen, nicht ein industrialisiertes, wie heute. Nichts destoweniger dürfte auch damals die Hauptlast von den Städtern getragen worden sein, kam doch allein Bern während 1½ Jahren für 11,000 Hugenotten auf, die in ihrer Mehrzahl selbst industrialisiert waren und damals, nicht minder, als es heute der Fall wäre, eine schwere Belastung für den Arbeitsmarkt darstellten. Und es ist trotzdem gegangen.

„Aber, das ist doch ganz etwas anderes, sagen Sie. Damals waren es 14,000 Hugenotten, jetzt sind es meistens Nichtarier, die sich nicht mit uns Schweizern assimilieren werden.“ Es tut uns leid, hierauf antworten zu müssen. Denn erstens stellt das jüdische Element einen wertvollen Bestandteil des Schweizervolkes dar, den man ohne große Einbuße in jeder Beziehung nicht mehr hinwegdenken könnte. Warum sollten heute immigrierende Juden nicht assimilierbar sein? Aber, abgesehen davon, was wir, je nach unserer Einstellung, von einer vermehrten jüdischen Einwanderung zu hoffen oder zu fürchten hätten, es sind grenzenlos leidende Menschen. Ihnen zu helfen ist oberstes Gebot. Und endlich, es handelt sich heute nicht allein um die jüdische Imigration. Im Moment vielleicht noch dringender ist die Hilfe für die aus ihren Heimstätten in grausamster Weise durch das allem Völkerrecht Hohn sprechende Bombardement offener Städte in Spanien vertriebene Zivilbevölkerung.....

Haben wir den Mut, sie abzuweisen? — Und wenn wir ihn hätten, dann denken wir wenigstens daran, was unser Schicksal sein wird, wenn die Katastrophe auch über uns hereinbrechen würde?“ ....

Die Leiterin des Bernischen Hilfswerkes für Emigrantenkinder, Frau Pfarrer Blum, schreibt:

„Wer Einblick in die Not der Emigranten bekommt, weiß von der Unhaltbarkeit der heutigen Situation zu berichten.

Wenn auch unter dem Deckmantel der Emigration gelegentlich unwürdige Menschen ihr hochstaplerisches Wesen treiben, so darf nicht übersehen werden, daß eine außerordentlich große Zahl rechtschaffener Menschen durch die Emigration in eine unmenschliche Situation geraten sind, aus der sie sich nicht aus eigener Kraft herausarbeiten können, wie dies in früheren Emigrationen den Betroffenen möglich war.

Der heutigen langandauernden Arbeitslosigkeit zufolge ist die Situation eine ganz andere wie zur Zeit der Hugenottenauswanderung vor 250 Jahren. Der Staat ist derart durch die Opfer der wirtschaftlichen Krise belastet, daß er nicht ohne weiteres jedem Opfer einer einseitig gerichteten Regierung eines andern Landes die Tore öffnen kann. Besonders, da unsere Schweiz als kleines Land schon an Ueberfremdung leidet, ist unsere Regierung dazu gezwungen, in der Aufnahme von Emigranten zurückhaltend zu sein.

Aber dies schließt nicht aus, daß eine Lösung des heutigen Emigrantenproblems gefunden werden muß durch ein Uebereinkommen zwischen den verschiedenen Regierungen, wie es der vom Völkerbund eingesetzte Kommissar, General Malcolm plant: nämlich durch eine richtige Verteilung der Emigranten (zahlenmäßig und beruflich) in den verschiedenen Staaten. Diese Aufteilung würde die einzelnen Staaten gar nicht belasten und den Emigranten würde die Möglichkeit der Assimilation in der neuen Heimat gegeben. Der Mithilfe an einer solchen gemeinsamen Lösung des Emigrantenproblems darf sich die Schweiz, deren relativer Wohlstand doch eine Verpflichtung in sich schließt, nicht entziehen.“ —

## „Der Schuh“

**Zur Ausstellung im Kunstgewerbemuseum Zürich.**

Im Zürcher Kunstgewerbemuseum wird das Thema der Schuh von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet und durch eine Menge interessanter Beispiele anschaulich gemacht. Wir lernen die einzelnen Schuhtypen samt ihrer Entwicklung kennen, sehen, wie auch beim Schuh Gebrauchszweck, Material und Technik bei seiner Gestalt mitwirken. Dazu kommt freilich noch der Einfluß der Mode, die vielfach zusammengeht mit gesellschaftlichen Anforderungen, dies namentlich in früherer Zeit mit ihren ständischen Unterschieden. Auch der Sport ist vertreten, der einer naturgemäßen, praktischen Fußbekleidung den Weg bereitet.

Aufschlußreich ist die Abteilung der hygienische Schuh. Hier sehen wir zahlreiche Mißbildungen des Fußes in Modellen, lernen die heute sozusagen allgemeinen Abweichungen von der normalen Fußform kennen, die wir dem in der Hauptsache üblichen Schuhwerk verdanken, das oft zu schmal und zu spitz ist, auch durch hohe Absätze die Stellung des Fußes schädigt. Nachdem wir, wie es die Ausstellung so schön zeigt, nun längst sachgemäßes Schuhwerk für Kinder haben, so folgt daraus, daß wir für die Heranwachsenden auch später über normale Schuhformen verfügen sollten. Auch solche werden gezeigt; sie, wie das ganze moderne Material und zahlreiche historische Schuhtypen wurden von den Schuhfabriken Bally in Schönenwerd beigesteuert, die ein berühmtes Schuhmuseum unterhalten. Ueber jede Phase handwerklicher Schuhherstellung wird Aufschluß erteilt. Ein betagter Schuhmacher arbeitet in einer eigens eingerichteten Werkstatt, die mit Maschinen, die dem Handwerk heut dienen, ausgestattet ist. Er arbeitet jedoch nur mit einfachem Werkzeug. Auch die Teilarbeit der modernen Fabrikation wird uns veranschaulicht, ferner die heut noch viele Hände beschäftigende Reparatur. Außerdem lernen wir alle Materialien, namentlich die verschiedensten Ledersorten kennen, sowie andere von der Fabrikation und vom Handwerk benötigte Artikel.

Da der Schuh für den Menschen so wichtig ist und das Befinden des Fußes für die Gesundheit von großem Einfluß, dürften die hier gebotenen Einblicke jede Frau näher angehen.

Die Ausstellung dauert bis Ende Januar. Sie ist täglich, außer Montag, geöffnet. Jeweils am Mittwochabend findet eine Führung durch Fachleute statt.

E. Sch.

## Kleine Rundschau

**Frauenbataillone?**

Kürzlich ging die Mitteilung durch die Presse, daß die Türkei im Begriffe sei, die Frauen zu mobilisieren. Wie nun verlautet, handelt es sich bei dem betreffenden Gesetzesentwurf darum, die Frauen im Kriegsfall im Sanitätsdienst, im Generalstab, im Transportwesen und Etappendienst zu verwenden. Sie sollen demnächst in besondern Kursen für diesen Dienst ausgebildet werden. Es handelt sich also nicht um die Gründung von Frauenbataillonen, wie man hätte befürchten können.

F. S.

**Wissenschaftliche Entdeckung einer Frau.**

Presseberichten zufolge soll die russische Aerztin Dr. Pokrovskaya, als Resultat von Experimenten, die sie an sich selbst vorgenommen hat, ein Serum gegen die Pest erfunden haben, dessen Einwirkungen die Pestbazillen zum Teil zerstören, zum Teil unschädlich machen.

**Aus Oesterreich**

hören wir von einer merkwürdig vereinfachten Methode, die Versorgung von Witwen und Waisen sicherzustellen. Ein Einzelfall gewiß; wie aber, wenn diese findige Wahlbehörde Nachahmer fände? — Wie die „Schweizer. Lehrerzeitung“ berichtet, wurde kürzlich bei der Neubesetzung einer Oberlehrerstelle in Oberösterreich vom Pfarrer der Gemeinde bestimmt, der Bewerber hätte sich zu verpflichten, die Witwe seines Vorgängers bei der Uebernahme der Stelle zu ehelichen. Tatsächlich wurde dann von der Landesregierung derjenige unter den Kandidaten gewählt, der die erforderte Zusicherung abgegeben hatte.

## Berichtigung

Der Name der Verfasserin des Artikels „Evo wo bist Du?“ (in Nr. 52 und 53) ist irrtümlicherweise nicht richtig geschrieben worden. Sie schreibt sich Henriette Visser't Hooft.

## Versammlungs-Anzeiger

**Zürich:** Lyceumklub, Rämistr. 26, 11. Januar, 17 Uhr: Musiksektion. Konzert: Marguerite von Siebenthal, Genf, Klavier. Werke von Bach, Chopin, Saint-Saëns, Chausson.

**Redaktion.**
**Allgemeiner Teil:** Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25. Telephon 32,203.
Feuilleton Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.
**Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt. Anfragen ohne solches nicht beantwortet**

## Zur Berufswahl

(Einges.) Im nächsten Frühling, wenn viele unserer Töchter die Schule verlassen, tritt vor manche Eltern, vor manches junge Mädchen die schwere Frage der Berufswahl. Es soll ein Beruf sein, der Existenzmöglichkeit bietet und der weiblicher Anlage entspricht, bei dem also auch das Gemütsleben nicht zu kurz kommt. Ein solcher Frauenberuf ist der der Kindergärtnerin. Selbst wo das junge Mädchen ihn nicht auszuüben gedenkt, ist die Berufsbildung sehr wertvoll für es, denn der Unterricht versucht alle die Fähigkeiten zu pflegen, die eine rechte Mutter auch besitzen muß. Alle Stunden wie Erziehungslehre, Psychologie, Gesundheitslehre, Haushaltungskunde und andere geben über den Rahmen engster Berufsbildung hinaus eine Schulung fürs ganze Leben mit. Im April 1937 beginnt in der Frauenschule Klosters wieder ein 1½jähriger Kindergärtnerinnenkurs, der mit einer staatlichen Prüfung abschließt und so den Schülerinnen die Möglichkeit gibt, Stellen an Kindergärten, Horten, Krippen, Kinderheimen und in Familien im In- und Auslande anzunehmen.

**Kindergärtnerinnen-Kurs**
mit staatlicher Diplom-Prüfung.
Beginn am 20. April 1937. P 12000 Ch
FRAUENSCHULE KLOSTERS

**Haushaltungsschule „Hortensia“**
**Le MONT s/ Lausanne** (720 m über Meer)
Sonnige und gesunde Höhenlage am Rande der Tannenwälder des Jorat, mit prächtiger Aussicht auf See und Gebirge.
**Die Haushaltungsschule „HORTENSIA“** erzieht die ihr anvertrauten Töchter zu vielseitigen und praktischen Hausfrauen, sie gibt den Schülerinnen Freude an der häuslichen Arbeit, lehrt sie einfach und praktisch denken und handeln, versäumt aber auch nicht, Geist und Seele des jungen Mädchens zu pflegen.
*Für Deutschschweizerinnen Spezialklasse zur gründlichen Erlernung der französischen Sprache.*
Beginn der Sommerkurse: 1. April 1937. 6039
Pensionspreis: Fr. 110.— pro Monat.
Kursdauer: 10 Monate.
Referenzen beim Aufsichtskommissionspräsidenten: André Serment, Gemeindepräsident von Le Mont.
Lehrplan und Prospekt sowie jede gewünschte Auskunft bereitwilligst durch die Leiterin der Schule: Frl. Marguerite HORT.

**LUZERN**
**Hotel Waldstätterhof**
beim Bahnhof
**Hotel Krone**
am Weinmarkt
**Alkoholfreie Häuser des gemeinnützigen Frauenvereins der Stadt Luzern.** P 115 Lz

**Winterbetrieb im Ferienheim Auboden**
(Toggenburg)
für erholungsbedürftige Frauen und Töchter
Pensionspreise, 4 Mahlzeiten und alles inbegriffen, Fr. 3.50, 4.— und 5.—. Eigene Landwirtschaft und Butterküche, behagliches Haus in sonniger, geschützter, nebelfreier Lage in schönster Gegend des Toggenburgs. Prächtige Touren- und Schlittelgelegenheit. Auch Kinder, jedoch nicht unter 4 Jahren, finden bei genügendem Platz Aufnahme. Dauerpensionärinnen für die ganze Winterzeit werden zu reduzierten Monatspreisen aufgenommen. — Prospekte und Anmeldungen bei der Vorsteherin: **C. Roderer, Verein Freundinnen junger Mädchen, Sektion St. Gallen.** (Zag.G. 732)

**VEVEY** *Pension «Crêt d'El»*
*Boulevard Paderewski 8*
Belle vue sur le lac et les montagnes - Tranquillité - Confort - Chambres au midi avec eau courante - Régimes - Téléphone 51.938 - Prix modérés - Arrangements pour séjours prolongés. - Enseignement de la lecture labiale aux personnes d'ouïe faible - Français: leçons et conversation. Milles. Blanche et Jeanne Rossier

**Flechten**
jeder Art auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra“. Preis kleiner Topf Fr. 3. , gr. Topf Fr. 5.— . Zu beziehen durch die Apotheke Flora, Glarus. OF 14228 Z

**Jahresberichte**
liefert prompt und billig
Buchdruckerei Winterthur A.G.

**Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund**
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
**Stellenvermittlung des Verbandes Aarau:** Rohrerstrasse 24, Tel. 881
**Stellenvermittlung des Verbandes Basel:** Weiherweg 54, Tel. 23.017
**Stellenvermittlung des Verbandes Bern:** Bahnhofplatz 7, Tel. 33.136
**Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen:** Blumenaustr. 38, Tel. 3340
**Stellenvermittlung des Verbandes Zürich:** Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 1164 G

**ORO**
das altbewährte, feinste Kochfett
als hochwertigsten und vorteilhaftesten Ersatz für eingesottene Tafelbutter
P 243 Z
Fabr. Flad & Burkhardt A.-G. Zürich-Oerlikon, Telephon 68.445

**KAFFEE** zubereiten muß verstanden sein.
Sie erhalten alles, vom Filterpapier bis zur Kaffeemaschine, in bester, preiswerter Schweizer-Qualität bei
SCHWABENLAND & CO. A.G. ZÜRICH
HOTEL-KÜCHEN- & KONDITOREIEINRICHTUNGEN
St. Peterstr. 17

P 123 Z

**Schlaffe Haut**
und müde Gesichtszüge verjüngt, belebt und erfrischt P 70951 Q
**Masque facial Bahari 4.50**
sofortiges, verblüffendes Resultat. In einschlägigen Geschäften. Wo nicht, portofrei durch Bahari, Dufourstraße 50, Basel (Abtlg. 10)